

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Tilman Allert**

**Latte Macchiato**

Soziologie der kleinen Dinge

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

## Inhalt

1	Bonjour! . . . . .	7
2	Vom Verschwinden des Pudels . . . . .	10
3	Weihnachten feiern. Eine Typologie der Ritualität . . . . .	13
4	Turm, ich will ein Kind von dir . . . . .	19
5	Das neue Deutschland . . . . .	24
6	Jil Sander zum 70ten . . . . .	31
7	Abgefahren . . . . .	43
8	Latte Macchiato . . . . .	45
9	Der überraschende Gast . . . . .	48
10	Keine Ahnung . . . . .	54
11	Die Raute der Angela Merkel . . . . .	57
12	Gut aufgestellt . . . . .	73
13	Elder Statesman . . . . .	77
14	Griechenland und der Abschied vom Nein . . . . .	83
15	Nora, du schaffst das . . . . .	87
16	Die Zukunft des Grandhotels . . . . .	90
17	It's your turn. Moden in der Wissenschaft . . . . .	97
18	Bennents Stimme . . . . .	104
19	Orangina . . . . .	111
20	Zur Situation der Musikhochschulen in Deutschland . . . . .	116
21	Sublimierter Streit . . . . .	131
22	Thomas Bernhards Schreie . . . . .	137
23	Vom gemeinsamen Mahl zur Tischflucht des modernen Menschen . . . . .	144
24	Masken und Mummenschanz . . . . .	152

25	Miss you. Hommage an die Hausmeister . . . . .	158
26	Gamardschobad – Eine Soziologie Georgiens . . .	164
27	Das Gesicht des Autos . . . . .	173
28	Meerjungfrauen . . . . .	183
29	Die Namen meines Vaters . . . . .	187
30	Liebe zur Sache . . . . .	200
31	Clouds . . . . .	206
32	Fotos in unruhiger Gegenwart . . . . .	211
33	Un po' di pepe . . . . .	217
34	Exzellenz trägt Schwarz . . . . .	220
35	Erdmännchen im Zoo . . . . .	227
	<i>Bye bye, Teddie</i> – statt eines Nachworts . . . . .	233
	Nachweise . . . . .	238

# 1

**Bonjour!** – Nicht nur wer zahlen wird, sondern sogar wie man im Europa der Zukunft zahlen wird, das bestimmt die gegenwärtige Debatte. Unberührt davon ist der Gruß, das Erste und Elementarste, was unter den Menschen getauscht wird. Die Franzosen zeichneten sich schon immer durch eine Besonderheit aus, eine im Alltag vernehmbare Wirksamkeit des Höfischen, wie das ans »Bonjour« obligatorisch angehängte »Monsieur«, »Madame« oder im Plural »Messieurs-Dames« – in einer zivilisationsenthusiastischen Gesellschaft (Ernst Robert Curtius) wie der französischen seit Jahrzehnten eine Preziosität, virtuos gehandhabt beim Kauf der Zeitung oder der Croissants, gelegentlich zum spannenden Schauspiel gesteigert, wenn entweder nur Damen oder nur Herren im Laden anwesend waren und der auf der Zunge liegenden Routine eine knappe und qualitative Anwesenheitsprüfung vorauszuschicken war, um also gegebenenfalls auf »Mesdames« oder »Messieurs« zu korrigieren. Nirgendwo ließ sich die Popularisierung des höfischen Umgangs anschaulicher verfolgen als in der Boulangerie oder der Charcuterie, in den kleinen Geschäften auf dem Land, uneinnehmbare Bastionen popularisierter Vornehmheit. Jahrzehnte liegt zurück, dass man sich noch mit einer weiteren Editionsoption, »Mademoiselle«, in all den Fällen herumzuschlagen hatte, bei denen in Sekundenschnelle aus Alter und Habitus zwischen »Mademoiselle« und »Madame« zu entscheiden war, aber des aristokratischen Aperçus konnte man sich sicher sein.

Der französische Gruß enthält Konvention aus vorbürgerlicher Zeit, aus der Zeit der Schlösser und Könige: Er artikuliert die Reverenz vor dem Status des Angesprochenen. »Pardon, Monsieur«, entschuldigte sich Marie Antoinette, die wenige Sekunden vor ihrer Hinrichtung auf dem Weg zum Schafott ihrem Scharfrichter versehentlich auf den Fuß getreten war. Die Statusorientierung, die taktvolle Geste des Entgegenkommens verweist auf ein Strukturmerkmal der sozialen Ordnung, als Ornament des Austauschs begründet sie die Aufmerksamkeit der französischen Kultur auf die Form. Im Gruß ist eine milieu- und generationenübergreifende Tradition handlungswirksam, die schon Max Weber als Grund für das Prestige Frankreichs bewundert hatte – dieses beruhe in der ganzen Welt »auf dem Schatz, den es aus seiner aristokratischen Vergangenheit herübergerettet und in der ästhetischen Durchgeformtheit des französischen Menschentypus weitergepflegt hat«.

Das scheinen vergangene Zeiten – Frankreich verabschiedet sich vom zeremoniellen Respekt. Verschiebungen im Zivilisationsprofil einer Gesellschaft kündigen sich im Mikroformat der kleinen Formen an, und wiederum liefert die morgendliche Beobachtung in der Boulangerie klare Evidenz. »Bonjour«, »Au revoir«, so haben sich die verbindlich gewordenen Rhetoriken des Auftritts ins Lapidare routiniert, keine Wahrnehmungskontrolle mehr, das schlichte Entbieten des Grußes mit kaum noch zeitlich präzisierter Rücksicht auf die Tageszeit (Bonsoir) ist an die Stelle höfischer Umständlichkeit getreten, der sich selbst noch der Citoyen bedient hatte.

Den Freunden des europäischen Miteinanders wird diese Art des »Prozesses der Zivilisation« als untrügliches Zeichen zunehmender Elastizität sozialer Beziehungen willkommen sein, und

nur der bornierte Nichteuropäer wittert einen allgemeinen Kulturverfall. Schließlich bildet der Formalismus das Substrat des oft beklagten schwerfälligen französischen Korporatismus, er ließ den »Patron«, um den sich auch heute noch alles dreht, zur herausragenden Sozialfigur werden; darüber hinaus begründete er die soziale Mobilitätshemmung des Landes, eine Mentalität, allen gegenteiligen Bekundungen zum Trotz, doch nichts ändern zu wollen. Selbst dem konvulsivischen »je-m'en-foutisme« des plötzlichen Aufruhrs liegt die hohe Statusorientierung zugrunde. Das bündige entschlackte »Bonjour« und »Au revoir« hingegen kündigt einen Wandel der Beziehungen an, ein pragmatisches Miteinander, beinahe eine Steilvorlage für das Bemühen um Mitbestimmung, mit der man sich in den Wirtschaftsbeziehungen immer noch schwertut. Wer weiß, möglicherweise müssen die Unternehmer nicht mehr fürchten, von wütenden Mitarbeitern tagelang in ihren Büros eingeschlossen zu werden, und auch der Tourist, der mit dem Langenscheidt-»Bonjour« seine Croissants einkauft, ist von dem Gefühl befreit, irgendwie fehle da noch was.

Europa lebt vom Eigensinn der Völker, und in Frankreich ist es nicht erst seit de Gaulle das Europa der Vaterländer, das man den Zumutungen der Globalisierung konzediert: Dass unsere Nachbarn, die ihrerseits staunend den grenzüberschreitenden Siegeszug der Wangenküsschen verfolgen, jedoch europabe-flissen werden oder gar auf der nächsten Stufe der Zivilisierung auch noch das in Deutschland endemisch gewordene »Hallo« in ihr Grußrepertoire aufnehmen werden – da ist das »H aspiré« vor.

## 2

**Vom Verschwinden des Pudels** – Dass die Menschen den Tieren, mit denen sie sich umgeben, zuweilen ähneln, wird die Populärpsychologie uns weiszumachen nicht müde. Und wer liefert für derlei Thesen triftigere Evidenz als der Hund, unter den Haustieren nach wie vor auf Platz eins, fügsam und doch gesellig, treu und doch eigensinnig, in der Beliebtheit der Rasse abhängig von den wechselnden Trends der Zeit. Das Verschwinden des Pudels aus dem Straßenbild etwa ist ebenso auffällig wie die unübersehbare Präsenz des Mopses. Seit längerer Zeit schon läuft er dem Dackel, dem Klassiker moderaten Eigensinns, oder dessen buntem, artistischem Gegenüber, dem Jack Russel Terrier, ja sogar dem Bürgen des Familienfriedens, dem Retriever, den Rang ab.

Mit dem Rückzug des Pudels aus dem öffentlichen Raum vollzieht sich ein Wandel im Selbstverständnis des modernen Menschen. Der Pudel, seine in aufwendiger Frisur verspielt-virtuose Exzentrizität des Auftretens eignete sich für die Demonstration einer randständigen Lebensform. Ein gestyltes Geheimnis, ein Tier der gepflegten Nonkonformität, seit Goethes Faust der Geist, der stets verneint, wurde zum bevorzugten Begleiter von Menschen in zugeschriebener oder empfundener Marginalität, in deren Lebensentwurf sich die Bizarrie des artistisch verspielten Pudels als ein stellvertretend nach außen gestelltes »Dennoch« anbot. Ein bis an den Rand der Karikatur demonstrierter trotziger oder lässig distanzierter Anspruch auf Zugehörigkeit – von Rosemarie Nitribitt bis Artur Schopenhauer.

Zum Outfit des modernen Menschen zählt es, von derart aufwendig demonstrativer Exzentrizität entlastet zu sein. Einen Kumpanen, dem man den Entwurf von Einzigartigkeit überlässt, braucht es nicht mehr. Die sportiven Pirouetten der Nonkonformität sind internalisiert, »Otto Normalabweichler« (Jürgen Kaube) hat sie auf seinen Leib geschrieben, die Exzentrizität ist verstummt, im Tattoo lauert sie auf ihren Auftritt. Gibt es noch Zeitgenossen ohne das Versprechen irgendeiner geheimnisvollen Ornamentik an Armen, Beinen oder im Nacken? Selbst der ICE-Schaffner trägt einen Ohrring, hat stylish gefärbte Haare.

Der moderne Angestellte artikuliert sich diesseits seiner Uniform als ein Mensch mit einem Anspruch auf Einzigartigkeit, diskret auffällig, und zwar in dem Maße, in dem die sozialen Beziehungen in Beruf und Arbeit als statusentlastet und schnörkellos verstanden werden und sich auf einen Alltag jenseits anstrengender Zumutungen zeremonieller Kommunikation eingependelt haben. Allerdings scheint die allfällige Lässigkeit auch ihren Preis zu fordern – und das bringt den Mops ins Spiel. Ist der Anspruch darauf, besonders zu sein, internalisiert, dann verliert der öffentliche Raum als eine Bühne für die Demonstration von Exzentrizität an Bedeutung. Wenn niemand mehr schaut und jeder an jedem Ort omnipräsent ist, wenn gleichgültig wird, wo man sich tatsächlich momentan befindet, dann erübrigt sich der Blick, man verschließt die Augen wie die Ohren, die an eine gewünschte Eigenwelt gestöpselt sind und gegenüber der Geräuschkulisse des aktuellen Raums verschlossen bleiben. Im leer gewordenen öffentlichen Raum, dem großen Arrangement mit der Normalität der Abweichung, markiert der Auftritt des Mopses eine ewige Sehnsucht nach Zuwendung.